

Die Hilfe

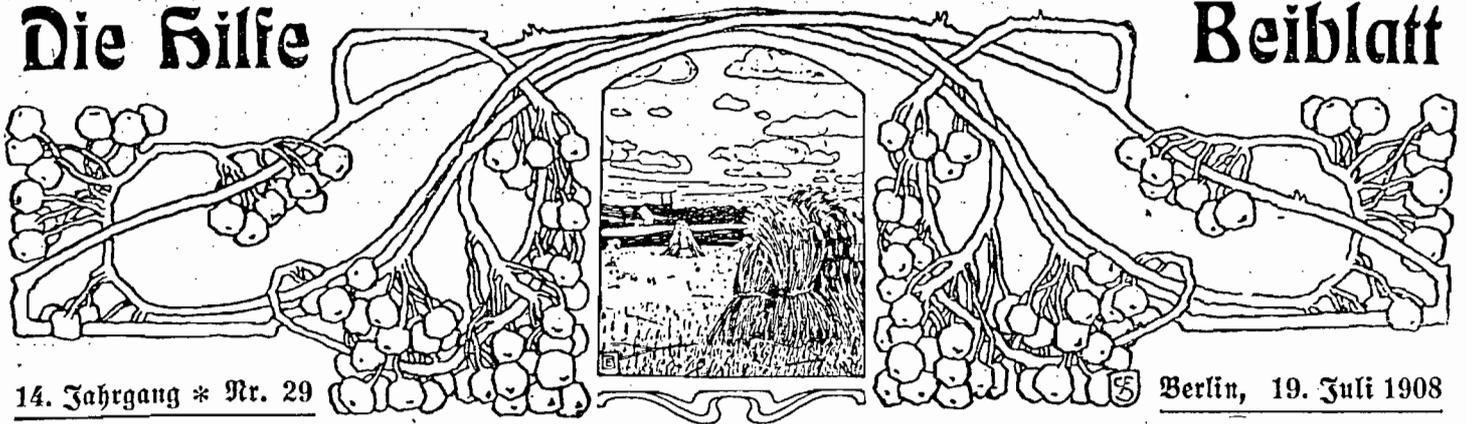
Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber: Dr. Fr. Naumann



XIV. Jahrgang — 1908

Buchverlag der »Hilfe« G. m. b. H., Berlin-Schöneberg.



Gottfried August Bürger

I.

Ein seltsames Menschenleben, ein wunderbares Lebenswerk. Auf und nieder zwischen Nacht und Sonne, hin und her von Leidenschaft zu Leidenschaft, triebhaft, ziellos, und endlich ein jäher, verzweifelter Sturz, ohne je das Hochgefühl der Lebenserfüllung genossen zu haben, ohne auch nur für ein kleines am Gipfel geruht zu haben, wo der Mann tiefatmend hinter sich sieht und mit bescheidenem Stolz an das denkt, was ihm zu vollenden gegönnt war.

Wenn man Bürgers Leben überschaut, kann man sich des Vergleichs nicht erwehren mit dem eines Dichters, der im Wesen und Schaffen verwandt, im Vollenden stärker war: Heinrich von Kleist: Freilich, auf dem Felde, das Kleist in seinem kurzen Leben bebaut hat, ragen himmelauf die knorrigen Stämme, und das Unkraut gedeiht nicht. Bürgers Schaffensfeld gleicht einem Marmorbruch voller Trümmer und verwitterter Klöße, zwischen denen hier und da prächtig geformte Gebilde stehen, — die man wieder und wieder ansieht, ohne müde zu werden. Und es überkommt dem begreifenden Beschauer stille Wehmut, daß ein solcher Meister nicht zur letzten Vollendung gelangt ist. — Hätten wir von Bürger auch nur seine drei gewaltigen Balladen: „Lenore“, „Der wilde Jäger“ und „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain“, so müßten wir ihn zu den Größten unter den Großen rechnen. — Die deutsche Poesie hat diesen Werken nichts an die Seite zu stellen.

Im Jahre 1773 erschien die „Lenore“ im Göttinger Musen-Almanach. Das Gedicht machte einen überwältigenden Eindruck auf die Zeitgenossen, und Bürger rückte mit einem Schlage in die erste Reihe der mitschaffenden Dichter.

Wir können uns heute schwer eine Vorstellung machen von einer derartigen Wirkung eines einzelnen Gedichts. — Die Welt war stiller damals. Die Schicksale der Völker entschieden sich bei den Regierungen, und nur ein schwacher Nachglanz der Ereignisse schien in das Volk, um sich bald wieder zu verlieren. Es war wie ein Einsiedlerleben, eine Klosterexistenz. Die Mauern versperrten den Blick hinaus und zwangen die Augen, sich forschend in die umgrenzte Innenwelt zu versenken. Da gewannen dann Dinge eine Wichtigkeit, die uns heute im Bilde der bewegten Welt unbedeutend erscheinen. Das Innenleben der Völker entwickelte sich auf Kosten ihrer äußeren Lebendigkeit. Jene Zeit hat uns Wunderbares gegeben. Aber sie mußte sich wandeln, damit wir gesunder werden konnten. Gewiß, heute würde eine „Lenore“ nur von wenigen gehört werden, würde der Name des Dichters lange unbekannt bleiben. Aber es ist besser so. Wir dürfen nicht klagen, daß wir nicht mehr nur das Volk der Dichter und Denker sind, denn wir sind eine Nation von harten Arbeitern geworden. Und das ist am Ende mehr. —

Bürgers „Lenore“, Goethes „Göt“ und Schillers „Räuber“ — das waren drei Anfänge, die das Allergrößte verhießen. Drei Schritte auf dem Wege reinsten Naturpoesie, die einen mächtigen Aufstieg zum Gipfel höchster

Kunst erhoffen ließen. — Aber Goethe und Schiller kamen ans Ziel, Bürger verirrte sich, um nicht wieder zurückzufinden. Für Goethe und Schiller waren die Jugendwerke Proben für ihre Kraft gewesen, Weissagungen, die ihnen ihren Beruf verhießen. Bürger berauschte sich am Erfolg des ersten Belingens. Ihm wurde diese erste große Schöpfung zu einem Licht, um das er immer und immer kreiste, bis seine Flügel erlahmten.

Man hört so oft die einfältige Klage darüber, daß ein Dichter im Verlauf seines Schaffens die ersten jugendlichen Töne nicht wiedergefunden hat, daß Schillers Werke der Reife nicht mehr die gigantisch-wilden Formen der Jugend-Schöpfungen zeigen, daß der alte Goethe kein Herz hatte für die Gedichte der Romantik, die doch seinen frühen Werken blutsverwandt waren. Das junge Talent, das mit fieberheißer Stirn die erste große dichterische Vision zur Form zwingt, weiß noch wenig vom Leben — noch weniger von Kunst. Die Träume werden zu Gestalten, die Gestalten fügen sich zum Bilde in voller Ursprünglichkeit, und die Kunstform des fertigen Werkes ist eine Frucht noch unbewußten Strebens, wird als Form in ästhetischem Sinne noch nicht begriffen. — Später sieht der Dichter sich um in der Welt, in der Kunst. Er bringt die Wirklichkeit in ein Verhältnis zu den Möglichkeiten künstlerischer Gestaltung, schafft sich eine Kunstwelt und erkennt in ihr die Formen künstlerischer Bildungen. An Stelle der unbewußten Kunstform der Jugend tritt die bewußte der Reife, der die Gestaltungen untergeordnet werden. Nichts anderes ist der Klassizismus Goethes, nichts anderes die eigne klare Form der Schillerschen Dramen, nichts anderes die herbe, spröde Bildung der Ibsenschen Kunst.

Bürger suchte das Rätsel des ersten Erfolgs zu lösen. Er studierte wieder und wieder die Form der ersten großen Dichtung in allen Einzelheiten und suchte zu ihr zurück. So blieb er sinnend stehen anstatt weiter zu schreiten, und als er starb war die „Lenore“ noch immer seine größte Schöpfung. —

Freilich, die „Lenore“ ist eine ungeheure dichterische Vision. Mit unglaublicher Sicherheit folgen die Worte den Linien der Zeichnung, greifen die Momente des geschilderten Vorgangs ineinander. Der wilde Spuk wird Natur, das Unglaubliche glaublich durch die hinreißende Wahrhaftigkeit der dichterischen Gestaltung. Das Spiel mit dem dunkelsten, verborgensten menschlichen Instinkt, dem Grauen vor der Körperlichkeit des Unbegreifbaren, Unerkennbaren, ist einzig Bürger nach Shakespeares gelungen. Wir glauben den Totenreiter in der „Lenore“, den wilden Jäger und seine beiden Genossen wie Banquos Geist, wie die Hexen im „Macbeth“ zu sehen, — und mühsam erwachen wir aus dem Unwirklichen zur Wirklichkeit.

„Wie floget rechts, wie floget links
Gebirge, Bäum' und Heden!
Wie floget links und rechts und links
Die Dörfer, Städt' und Flecken! —
„Graut Liebchen auch? — Der Mond scheint hell!
Hurra! Die Toten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Toten?“
„Ach! Laß sie ruh'n, die Toten!“ Herbert v. Berger.



Gottfried August Bürger

II.

Die oft mißbrauchte Formel: „Poesie ist Wortkunst“ hat bei Bürger einen eignen und rechten Sinn. Er führt das Menschenwort gewissermaßen auf seinen primitiven Gebrauch zurück, nimmt das Wort rein als ein Mittel die Anschauung mitzuteilen. Er spricht, was er sieht, nicht über das Gesehene. Die Sprache ist im Verlauf der menschlichen Entwicklung in demselben Maße unförperlich geworden, wie das Schriftzeichen. — Es ist oft gesagt worden, die Poesie sei älter als die Prosa. Wir können sagen: der erste Gebrauch des Wortes war nach unsern heutigen Begriffen poetisch, wie das erste Schreiben malerisch war. Die größten Dichter suchen gleichsam an die Anfänge der Sprachbildung zurück. Die Worte sind ihnen Anschauungswerte. Nicht etwa ein Malen mit Worten, nein, ein Sehen und ein reines Gestalten des Gesehenen durch Worte. Goethe und Bürger, das sind in unsrer deutschen Dichtung die Sprachmeister, deren Wege allzubald wieder verlassen worden sind. Was man gemeinhin für „schöne Sprache“ ausgibt, ist meist musikalisches oder malerisches Sprechen, — selten anschauliches, gestaltendes. — Als die „Lenore“ erschienen war drückte ein junger deutscher Dichter Bürger freudiggrüßend die Hand: Goethe. —

Weniger bekannt als die „Lenore“ und „Der wilde Jäger“ aber nicht geringer an Größe und Schönheit ist „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain“. Die Kindesmörderin war in jener Zeit ein beliebtes Thema, das aber neben unzähligen mißglückten Versuchen nur in zwei Schöpfungen meisterhafte Gestaltung gefunden hat: Goethes Gretchen und Bürgers Pfarrerstochter. Dort im Drama, hier in der Ballade. —

„Im Garten des Pfarrers von Taubenhain
Geht's irre bei Nacht in der Laube.
Da flüstert und stöhnt es so ängstlich;
Da rasfelt, da flattert und sträubt es sich,
Wie gegen den Falken die Taube.“

Wie ein mächtiger Aufstakt, der das ganze Motiv gibt wirkt diese erste Strophe. Der Name des Orts, die zarte Andeutung menschlichster Vorgänge, dann die Wendung zum Gleichnis, der Atem des Genius in jedem Wort.

Bürgers Balladen, die drei großen wie die späteren, sind die populärsten Dichtungen, die wir Deutschen in vollendeter Form besitzen. Populär nicht in dem Sinne, daß sie dem Gebildeten nichts sein können. — Der Arbeiter kann am Herd den Seinen diese Gedichte vorlesen und der Gebildete, wie er sich nennt, muß von seinem Schloß niedersteigen in die grünen Wiesen und heimkehren zum Ursprung wahrster Poesie, — dahin, wo der Dichter noch

nichts weiß von Gedanken-Problemen, denen er Gestalten erringen will, nichts weiß von den Mauern, die der Verstand um die naive Seele baut, wo der Sänger zur Laute erzählt: den Totenritt, die Mär vom wilden Jäger und vom Pfarrerstöchterlein, des armen Eusdens Traum, das Lied vom braven Mann, den Spaß vom Kaiser und dem Abt — und alle die andern.

Wäre Bürger innerlich frei geworden, hätte er sich lösen können von dem Zauber, in den ihn immer von neuem sein erstes Werk zwang, so wäre er wohl in großen Gestaltungen ein ganz großer geworden. Er hätte der schlichte Erzähler, der Volksdichter nicht bleiben können. Denn je höher ein Dichter steigt, je mehr er Welt und Kunst durchdenkt, desto einsamer wird es um ihn, desto kleiner wird die Zahl derer, die ihn ehrlich begreifen können. Bürger opferte die eigne Entwicklung, um zu halten, was er einmal gewonnen hatte: die Herzen der vielen. — Freilich, die vielen blieben ihm nicht lange treu. Es hat eine Zeit gegeben, in der Bürger Name so gut wie vergessen war, und erst in unsern Tagen ist's, als erinnerte sich das Volk zuweilen wieder seines größten Balladensängers, eines seiner sprachgewaltigsten und doch schlichtesten Dichter. —

Bürgers „Lieder an Mollh“, seine zweite Frau, geben im Zusammenhang das Bild unsäglich ehrlicher, hinreißender Leidenschaft. Die einzelnen Gedichte aber sind von den persönlichsten Regungen des Dichters zu wenig gelöst, nicht zu selbständigen Kunstwerken erhoben. Sie schlagen nicht wie die Liebeslieder Goethes und Heines Saiten an, die ihr Echo finden, wo immer Menschen sich lieb haben. Wer Bürger liebt und verstehen kann, wird auch diese Lieder lieben. Wer aber in Gedichten anderer Ausdruck sucht für das, was er empfindet aber selbst nicht sagen kann, der wird in Bürgers Liebesliedern selten etwas finden.

Als es Nacht geworden war in Bürgers Leben, seine geliebte Frau ihm gestorben war, die, die er nach ihr genommen, ihm die Treue gebrochen hatte, und er in tiefer äußerer Not auch die alten Töne aus schönerer Zeit nicht mehr wiederfinden konnte — da traf wie ein letzter vernichtender Schlag in sein Leid Schillers verurteilende Kritik. — Seltsam, die größten Talente, die neben Goethe und Schiller erschienen, empfangen gerade von ihnen die tödlichsten Streiche: Bürger und Kleist, dieser von Goethe, jener von Schiller. Wir wissen heute, daß die beiden Großen geirrt haben, begreifen auch, warum sie irren mußten. Kleist loderte in maßlosem Zorn gegen Goethe auf und ging trotzig auf seinem Weg weiter. Für Bürger wurde Schillers Urteil die bittere, tödende Meige auf dem Grunde seines Leidensstehes. Er war nicht mehr jung genug zu Kleistschem Trotz, nicht glücklich genug zu einem befreienden Lachen — und er, der sich nicht lösen konnte vom Glanz des ersten Erfolges, der sich wieder und wieder berauscht hatte an dieser ersten Anerkennung, war zu abhängig geworden vom Urteil anderer, um die Verurteilung aus dem Munde eines Größern ertragen zu können. **Herbert von Berger.**